

Ernst Ehrhardt

Werne in der Vergangenheit.

Zustände und Ereignisse in der Gemeinde Werne und in ihrer Umgebung vor sechs bis sieben Jahrzehnten.

Artikelserie im Märkischen Sprecher vom 1., 2., 3., 4., 6. und 7. August 1928

(Fundort: Stadtarchiv Bochum)

Märkischer Sprecher vom 1. August 1928

Werne in der Vergangenheit.

Zustände und Ereignisse in der Gemeinde Werne und in ihrer Umgebung vor sechs bis sieben Jahrzehnten.

Von E. Ehrhardt

Wir geben hier Erinnerungen Raum, die der in Werne aufgewachsene Verfasser aus seiner Kindheit und nach Eindrücken wiedergibt, die er bei gelegentlichen Besuchen gehabt hat. Gerade in der heutigen Zeit, wo so vieles Alte dahingesunken ist, werden die Darlegungen sicherlich manchen aufmerksamen Leser finden.

Die Schriftleitung

Wenn auch meine Wiege in sächsischen Landen gestanden hat, so nenne ich doch Westfalen meine Heimat, weil mein Vater im Jahre 1856, als ich noch im zartesten Alter stand, Beamter der Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft wurde. Auf dem Schacht Jakob der Zeche Heinrich Gustav zu Werne im Kreise Bochum bin ich herangewachsen, und im Dorfe Werne habe ich sechs Jahre lang die Schule besucht. Mein Beruf hat mich später in andere Gegenden geführt, aber unverändert ist das Verlangen, meine Heimat wiederzusehen, in mir wach geblieben. Noch vor wenigen Monaten bin ich dort auf altgewohnten und auf neuen Wegen gewandert, und als ich mir dabei vor die Seele führte, welche Aenderungen die gewaltige Entwicklung des Bergbaues und die starke Vermehrung der Bevölkerung in der Gemeinde Werne und in ihrer Umgebung zu Folge gehabt hat, entschloss ich mich, diese Zeilen zu schreiben. Sie werden den älteren Bewohnern der Gegend vielleicht Erinnerungen an selige Jahre der Jugend erwecken, den jüngeren aber, so hoffe ich, deshalb nicht unwillkommen sein, weil ich nur von mir selbst Geschautes und Erlebtes schildere. So seien denn diese Mitteilungen freundlich aufgenommen. Um abgerundete Bilder zu liefern, habe ich es für zweckmäßig gehalten, sie in mehrere Teile zu zerlegen.

Die Zeche Heinrich Gustav.

In der unmittelbaren Nähe des Schachtes Jakob der Zeche Heinrich Gustav wurde 1857 am uralten Hellwege das noch stehende älteste Beamtenwohnhaus gebaut, in das meine Eltern im Jahre 1858 eingezogen sind, nachdem sie einige Jahre lang in Harpen gewohnt hatten. Am Hellwege stand damals von der Büchterschen Wirtschaft an der Witten-Castroper Landstraße bis zum Roseerschen Hof nicht weit von Hellbrügge nur ein einziges kleines Fachwerkhaus auf der Werner Heide, ein Haus, in dem ein Webstuhl klapperte. Als das Beamtenwohnhaus bezogen wurde, waren die im Jahre 1856 begonnenen Zechenbauten schon vollendet. Konnten sie auch nicht beanspruchen, schön genannt zu werden, so hatten sie doch eine charakteristische Form. Gemauerte Pfeiler, jeder mit einem Wetterfähnchen, krönten die Ecken des viereckigen Schachturms, und aus dessen vierseitigem Dach wuchs ein gezimmertes, mit Schiefer beschlagenes Türmchen, ebenfalls mit einer Wetterfahne. Unter diesen fünf Fähnchen haben über die Richtung des Windes oft Meinungsverschiedenheiten geherrscht. An den Schachturm schlossen sich ein Flügel für die Wasserhaltung, einer für die Fördermaschine und ein anderer mit den Kesseln. Unrecht wäre es den Schornstein unerwähnt zu lassen, denn er war ein wirklich schönes Gebilde. Über dem viereckigen Sockel ins Achteck übergehend, stieg er schlank in die Lüfte bis zu seiner wie eine Krone in Zacken auslaufende Spitze. Und eine besondere Eigentümlichkeit hatte er. Ihm entquollen nicht nur dunkle Rauchschwaden der Kessel, sondern, wenn die Fördermaschine ging, auch Wolken schneeweißen Dampfes. In kleineren Gebäuden lagen Räume für die Beamten, Werkstätten, Ställe und was sonst noch notwendig war. Noch erinnere ich mich, gesehen zu haben, wie der Schacht abgeteuft wurde, wie die mit Bergen gefüllten, runden Kübel, mit einer Handwinde gehoben, aus der geheimnisvollen Tiefe aufstiegen. Von den inneren Einrichtungen will ich nur der Fördermaschine mit einem einzigen liegenden Zylinder und einem gewaltigen Schwungrade einige Worte widmen. Schon des-

halb, weil sie ein Dasein voller Leiden geführt hat. Mitunter, wenn ein Hub der Förderung vollendet war, wollte es die Tücke des Geschickes, daß sie gerade auf dem toten Punkt stehen blieb. Dann war sie völlig hilflos und konnte weder vor- noch rückwärts. Doch der Maschinenwärter wußte Rat. Er holte aus einem Winkel einen mächtigen Hebebaum und hob und schob unter einigem Kopfschütteln und reichlichem Fluchen mit diesem an den Speichen des Schwungrades so lange, bis der tote Punkt überwunden war. Versagte die Wasserhaltung einmal den Dienst und versoff der Schacht, dann sprang die Fördermaschine in die Lücke. Mit zwei großen, oben offenen Holzkästen, die man auf die Schienen der Förderkörbe schob, schöpfte und hob sie so lange, Grubenwasser, wie es erforderlich war und verlangt wurde. Diese Maschine hat später, als sie am Orte ihrer ersten Tätigkeit ausgewechselt wurde, noch auf dem Schacht Amalia in dessen Jugendjahren Dienste getan.

Im Jahre 1859 begann
auf dem Schacht Jakob die Förderung der Kohlen.

Sie wurden mit zweispännigen Wagen nach Witten, dem Verschiffungsort an der Ruhr, gefahren. Die beiden Fuhrleute – noch weiß ich ihre Namen – waren meine guten Freunde, denn sie brachten mir zuweilen aus der Stadt kleine Geschenke mit. Aber diese primitiven Verhältnisse änderten sich mit einem Schlage, als beim Bau der bergisch-märkischen Bahn mit Anfange der sechziger Jahre vom Schacht Jakob über den Schacht Arnold durch das damals noch völlig freie Feld eine Kohlen-schleppbahn nach dem alten Bahnhof Langendreer angelegt wurde. Pferde zogen die kleinen eisernen Wagen, die am Ende der Bahn ihren Inhalt in Güterwagen entleerten. Bunte Fähnchen flatterten am Tage der Eröffnung der Schleppbahn auf den Wagen. Den Damm dieser Bahn benutzten wir als Weg zum Bahnhof. Wo er eine scharfe Biegung nach Süden machte, leuchteten dem Wanderer in der Dunkelheit die Glut und die Flammen eines Feuerkorbes. Eine solche Vorrichtung diente in den ersten Jahren auch zur notdürftigen Erhellung des Zechenplatzes. Auf diesem lagen vier tiefe Schlammgruben und eine tückische Löschkalkgrube, und hier war auch das Grubenholz in großen Haufen aufgestapelt. Auf dem Schacht arbeiten über Tage auch viele aus anderen Gegenden Deutschlands eingewanderte Leute, meistens Hessen und Nassauer. Ziegelerbeiter aus

Lippe und Belgien kamen zuweilen mit den Schwalben im Frühjahr, wenn Ziegelsteine für neue Bauten gebrannt werden sollten. Sie bezogen leichte, eilig aufgeschlagene Bretterbuden. Schichtmeister war in jenen Jahren der alte Köster von der Wiescher Mühle, ein Mann, der vorher als Bohrmeister Dienste getan hatte. Das Zeichen zum Beginn und zum Schluß der Arbeit gab er meistens eigenhändig mit einer Glocke. Er beaufsichtigte auch den „Landdebit“. Mit diesem fürchterlichen Wort bezeichnete man den Verlauf der Kohle an Gewerbetreibende und Landleute, die oft in großer Zahl mit Pferd und Wagen auf dem Zechenplatz erschienen.

Märkischer Sprecher vom 2. August 1928

Bald ließ die Verwaltung nicht weit östlich vom Schacht Jakob die ersten Koksöfen bauen. Sie bestanden aus einer Reihe überwölbter Kammern. Durch eine vermauerbare Öffnung in der Vorderwand eines jeden Ofens wurde die Kohle mit der Schaufel mühselig eingefüllt und nach dem Brande der Koks wieder herausgeholt. Auf der Anlage lief ein gemauerter Sammelkanal für die Gase, die endlich in einen hohen Schornstein entweichen. Oft sah ich, daß an den flackernden Feuern dieses Kanals die Koksarbeiter ihre Mahlzeiten bereiteten. Ja, ein findiger Nachtwächter hatte sich neben einem der Oefen sogar einen niedlichen, stets geheizten Backofen eingerichtet, in dem Schwarzbrote und Bauernstuten gebacken wurden. Von den Bergleuten waren viele unsere Freunde. Sie gaben uns die dicksten Körner des damals in der Grube gebrauchten Sprengpulvers, die wir in der Abendschule zur Ueberraschung, aber wohl nicht zur Freude unseres Lehrers zu allerlei Kurzweil verwandten.

In der Mitte der sechziger Jahre wurde zwischen dem Schacht Jakob und den Koksöfen die erste Kohlenwäsche angelegt.

An dieser Stelle will ich bemerken, dass der einige hundert Schritte südlich vom Schacht Jakob gelegene Schacht Arnold in jenen Jahren nur der Wetterschacht genannt wurde. Arbeitspferde mietete die Verwaltung zunächst von einem Verleiher. Dann stellte sie eigene Pferde in den Betrieb ein, weil der Bedarf stieg. Wurden doch damals die Kohlenwagen unter der Erde nur von diesen Tieren gezogen, von denen viele in der Sonne aufgewachsen waren und anfänglich gegen jede ihnen

zugemutete Arbeit sich kräftig sträubten. Nun genug von dem alten Schacht. Die weitere Entwicklung der Zeche, ihr gewaltiges Anwachsen in der Folgezeit zu schildern ist nicht die Aufgabe dieser Ausführungen.

Die Zechen und andere Anlagen der Umgebung.

Als einen Veteran von ehrwürdigem Alter ist man berechtigt, die Zeche Vollmond zu bezeichnen, eine der ersten Tiefbauzechen des Kohlengebietes. Ein kleiner Haufen Berge, nicht weit von dem Hellbrüggischen Hofe, deutete noch vor wenigen Jahrzehnten die Stelle an, wo einst ein Schacht dieser Zeche gestanden hat. Hier war eine mit Dampf betriebene Wasserhebemaschine aufgestellt. In seiner Lebensbeschreibung teilt mein Großvater mit, er sei – es wird im Jahre 1810 gewesen sein – von Brüninghausen, wo er auf der Zeche Altweib und Forelle arbeitete, dorthin gewandert, um diese „Feuermaschine“ zu sehen. Sie war einer der ersten mit Dampf betriebenen Wasserhebemaschinen des westfälischen Bergbauggebietes. Gegenüber der Einmündung des Hellweges in die von Witten nach Bochum führende Landstraße lag ein niedriges Gebäude, dessen Dach ein Türmchen zierte. Es gehörte zur Zeche Dannenbaum und diente wohl dem „Kohlendebit“. Heute noch steht an derselben Straße, aber näher bei Bochum, neben dem tiefen Einschnitt der nach Weitmar führende Güterbahn, ein stattlicher älterer Bau, das Altenbochumer Amtshaus. Einst scheint es Eigentum der Zeche Dannenbaum gewesen zu sein, denn ich erinnere mich, daß wenige Schritte von seinen Mauern die auf der Zeche geförderten schwarzen Eisenerze unter freiem Himmel geröstet, das heißt, zur Entfernung des Schwefelgehaltes durch Kohlenfeuer bis zur Glut erhitzt wurden. Oft habe ich auf meinen Gängen nach Bochum die aus den glühenden Erzen aufsteigenden, fast erstickenden Schwefeldünste einatmen müssen. Den Geruch einer brennenden Halde kann ja jeder Westfale vertragen, aber daß die Bewohner jenes Hauses es in diesem teuflischen Dunstkreise haben aushalten können, ist mir heute noch ein Rätsel. Etwa gleichaltrig mit dem Schacht Jakob ist der ebenfalls von der Harpener Gesellschaft angelegte Schacht Prinz von Preußen. Sein gemauerter Turm erinnert mich heute noch an den längst abgebrochenen des Schachtes Jakob, denn er wiederholt dessen Form. Nicht weit davon lag der Schacht Caroline der Zeche Vollmond. Dieser war aber in seinen An-

fängen stecken geblieben und harrte damals noch der kräftigen Hände, die seine unterirdischen Schätze heben sollten. Ein gleiches Geschick war der Zeche Kolonia, nicht weit vom alten Bahnhof Langendreer, beschieden, denn ich erinnere mich, daß der Unterbau ihres Schornsteins lange als toter Stumpf dagelegen hat. Nun am Schlusse dieser Mitteilungen über die Zechen noch **eine schaurige Gespenstergeschichte.**

Ihr Schauplatz war die auf der Kalten Hardt zwischen Witten und Bochum gelegene Zeche Urbanus. Im Anfange der sechziger Jahre wirds gewesen sein, da erscholl plötzlich das haarsträubende Gerücht, auf Urbanus spuke es. Schaurige Töne, wurde behauptet, drängen aus der Tiefe, Töne, die man nur einem Teufelsspuk zuschreiben könne. Die Bergleute weigerten sich, einzufahren, und bald bemächtigten sich auch die Zeitungen des Gegenstandes. Wochenlang trieb der Spuk sein Wesen. Aber endlich wurde ihm die Sache doch zu langweilig oder zu dumm, und er empfahl sich. Da zog Ruhe in die Gemüter ein, und bald war alles wieder wie zuvor. Schon früh gab es in unserer Gegend auch Koksöfen, die nicht mit Zechen baulich verbunden waren, sondern von diesen nur die Feinkohle bezogen. Einer von ihnen, nach dem ältesten Muster gebaut, wie die Kokerei auf dem Schacht Jakob, lag einst in der Nähe der Stelle, wo die oben erwähnte Schlepfbahn vor den Gleisen des alten Bahnhofs Langendreer endete. Als eine in südlicheren Gegenden Westfalens häufigere, in meiner Heimat aber seltene Anlage erwähne ich noch einen Eisenhammer. Er lag da, wo die Bochum-Wittener Landstraße den Oelbach überschreitet, wohl auf Uemminger Gebiet. Das Wasser diese Baches lieferte ihm die Betriebskraft. Blies der Wind von den Bergen im Südwesten in das Tal, dann hörten wir oft die regelmäßigen Schläge des Hammers.

Märkischer Sprecher vom 3. August 1928

Das Dorf Werne.

Holde Erinnerungen an sonnige Jugendjahre beschleichen mich, wenn ich dein Gedenke, du Liebes, altes Dorf Werne. Wie lebhaft stehen sie mir noch jetzt vor Augen, deine Höfe, deine kleinen Häuslein, die spiegelnden Teiche, die baumreichen Kämpfe, die alte, längst abgebrochene Schule und mein Schul- und Spielgenossen. Alles in diesem einst so schönen Dorfe war uns in jenen Jahren,

wo das Herz noch keinem Eindruck sich verschließt, lieb und teuer, nur nicht die Hunde, die sich für berechtigt, wenn nicht gar verpflichtet hielten, unserem Eindringen in bauerlichen Obstbaumhöfe entgegenzutreten. Das Dorf zählte in jenen Jahren, von denen hier die Rede ist, mehr als ein Dutzend große und kleine Gehöfte. Regellos zerstreut, breit und behäbig, lagen sie da, umgeben von Baumhöfen und, wo der Raum es zuließ, auch von Gemüse- und Blumengärten. Nach alter westfälischen Sitte breitete sich dasselbe große Dach über die Wohnung der Menschen und Ställe. Das Eichenholz der Fachwerkwände war in der Werner Mark gewachsen. Man pflegte es schwarz zu streichen, die gemauerten Fache aber zu weißen. Ganz aus Eichenholz waren die Scheunen zur Aufbewahrung des Getreides, der Wagen und Geräte gezimmert. Bei den Häusern stand der Backofen, auch wohl das Backhaus, das zugleich zum Trocknen Obstes diente. Hier und da wohnten im Dorfe Handwerker und in der Landwirtschaft oder im Bergbau tätige Arbeiter in niedrigen Fachwerkhäuschen. Ein einziges kleines Haus in der Nähe der Schule gab es, in dem ein Einwohner Namens Köster eine Schenkwirtschaft, eine Bäckerei, eine Handlung und eine allerdings geringfügige dazugehörige Landwirtschaft betrieb. Diese Wege und Zufuhren zu den Höfen durchzogen den Ort.

So wäre Werne ein Dorf gewesen wie viele andere, wenn es sich nicht einer besonderen Eigentümlichkeit hätte rühmen können. Es lag nämlich da, wo jetzt die schönen Anlagen sich befinden, **ein großer, hauptsächlich von Quellen gespeister Teich,**

ein Frosch- und Fischreiches, etwas trübes Gewässer, die Wonne der Werner Enten und Gänse. Lakendiek nannte man diesen Teich, wohl deshalb, weil an seinen grasigen Ufern die im Dorfe gewebten leinenen Laken gebleicht wurden. Von ihm zog sich ein schmales Bächlein durch das Dorf. Es bildete bei einer Anzahl von Höfen kleinere Wasserbecken, wandte sich darauf nach Süden, nahm dann, am Wiethoffschen Hofe noch einmal sich zu einem Teiche verbreitend, vom Dorfe Abschied und schlich endlich müde in die nahe gelegenen Wiesen. Quellen, Springe genannt, gab es auch anderswo. Sie lagen nahe bei der Schule. Die eine am Grunde eines gemauerten Schachtes entspringende, speiste einen stets laufenden Brunnen vor dem Kohleppelschen Hofe. Zu den Ausführungen über den Lakendiek sei

bemerkt, daß damals bei Werne noch Flachs gebaut wurde. Seine Behandlung von der Ernte bis zum Spinnen habe ich aber nur auf dem Pieperschen Hofe gesehen. Zwei Weber wohnten auf der Werner Heide und einer im Dorfe. Trachten aus älterer Zeit gab es in Werne nicht mehr. Nur einen einzigen alten Bauern sah ich oft, dessen bemerkenswertestes Kleidungsstück eine Zipfelmütze mit Troddel war. Junge Burschen trugen wohl einen blauleinenen Kittel mit vielen weißen Knöpfen.

Das Leben vollzog sich in althergebrachten Formen.

Wurde auch bei Hochzeiten auf den Höfen zuweilen ein großer Aufwand getrieben, so lebten die Dorfinsassen doch sehr einfach. Auf dem Kaffeetische erschien bei besonderen Gelegenheiten die auf einer schwarz polierten Holzplatte stehende hohe zinnerne Kanne mit einem Zapfhahn am unteren Ende. In einer Schale prangten große Stücke Krystallzucker, und daß es an Milch, Butter, Schwarzbrot und weißen Stuten nicht fehlte, ist selbstverständlich. Zum Neujahrsfest wurden überall Körbe voll Neujahrskuchen in oft zierlich gravierten Waffeleisen gebacken. Den Beamten der Zeche, von denen einige zunächst in Harpen hatten wohnen müssen, war es damals nicht leicht, den Bedarf des Haushaltes zu beschaffen. Ich weiß, daß meine Mutter sich gezwungen sah, vieles in den Städten zu kaufen, und daß das Fleisch sogar von Castrop mit der Schiebkarre gebracht wurde. Einige Lebensmittel kauften wir aber auch auf den Höfen. Oft bin ich nach Havkenscheid gewandert, um einen gewaltigen Stuten zu holen. Auch in unserem Hause wurde Brot gebacken, bis der Besitzer der Hackertschen Bäckerei in Bochum auf den menschenfreundlichen Gedanken kam, in unsere Gegend mehrmals in der Woche einen

mit Brotwaren aller Art beladenen Wagen zu senden.

Daß sich die Beamten hier, so fern der Stadt, den landesüblichen Gebräuchen anschließen mußten, bedarf wohl kaum der besonderen Erwähnung. War Bedarf an Kleidern oder Schuhwerk, dann kam der im Dorfe wohnende Schneider oder Schuster mit seinen Gesellen und seinem Werkzeug und arbeitete im Hause darauf los, bis für alle gesorgt war. Gemüse und Kartoffeln zog Jeder selbst in seinem Garten und auf gepachtetem Felde. Der Werner Hofbesitzer aber brachte die verkäuflichen Erzeugnisse der Landwirtschaft in

die Städte, mit Vorliebe nach Witten.

So war das alte Dorf Werne, wie es, noch wenig berührt von äußeren Einflüssen, mit seinen stattlichen Bauernhäusern, den obstreichen Baumhöfen und seinen die Landschaft belebenden Teichen in den sechziger Jahren in ländlicher Ruhe dalag. Diese Schilderung wäre aber nur unvollkommen, wenn ich nicht der alten Werner Schule und der beiden Lehrersleute gedächte, mit denen ich mich bis zu ihrem Tode eine schöne Freundschaft verbunden hat.

Märkischer Sprecher vom 4. August 1928

Schule und Kirche.

Daß es mir vergönnt gewesen ist, sechs Jahre lang in einer Dorfschule und gerade in Werne das erste Wissen und die frühesten Erkenntnisse in mich aufzunehmen, betrachte ich heute als die Fügung eines gütigen Geschickes, denn diese Schule hat mir soviel Gutes und schönes gegeben. Sie lag zwischen dem Kohleppelschen Hof und dem jetzigen Kriegerdenkmal, dicht am Wege. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts errichtet, schloß sie in ihrer Bauart sich ganz den Häusern des Dorfes an. Auf einem Sockel von Bruchsteinen erhoben sich Fachwerkmauern, die das schlichte Ziegeldach trugen. Aus diesem wuchs ein kleiner Turm mit einer Glocke. Man nannte die Schule auch „Kappelle“, weil an gewissen Tagen Pastoren benachbarter evangelischer Gemeinden in ihr Gottesdienst abhielten. Als ich vom Jahre 1861 an in Werne Schüler war, versah dieses Amt der Pastor Brüggerhoff in Lütgendortmund. Dafür wurde ihm, wenn ich mich recht erinnere, damals von der Gemeinde als Vergütung Roggen geliefert. Der westliche Teil des Gebäudes

diente zur Hälfte als gottesdienstlicher Raum, zur anderen Hälfte als Schulzimmer, während im östlichen der Lehrer Wilhelm Nölle und der Schuldiener wohnten, zuerst Zorn, dann Brinkhoff. So blieb es aber nicht sehr lange, denn als die Bevölkerung zunahm, wurde der gottesdienstliche Raum in ein Schulzimmer verwandelt. Der zweite Lehrer Hellermann führte hier das Zepter. In dem älteren Klassenzimmer, einem langgestrecktem Raume mit vier Fenstern, einer Wandtafel, einem Katheder und einem gewaltigen eisernen Ofen, gab es drei Abteilungen, eine für die größeren Knaben, eine für die älteren Mädchen und eine dritte gemischte für die Kleinen. War es für den

Lehrer schwer, einer solchen ungleichmäßigen Gesellschaft Unterricht zu erteilen, so muß es geradezu unmöglich gewesen sein, sie in Zucht und Ordnung zu halten. So mußte den unser Herr und Gebieter oft zum Stock greifen, dessen Sprache uns eindringlicher schien als Worte. Wurde der mit diesen Unterhaltungen über Meinungsverschiedenheiten verbundene Lärm zu arg, dann steckte zuweilen die sanfte Frau Nölle ihren Kopf durch die Tür und dämpfte mit Wink und Blick die Kampflost ihres Ehegemahls.

Zuweilen erschienen in der Schule allerlei fahrende Leute,

Bauchredner, Hexenmeister und solche, die merkwürdige Dinge mit sich führten. Damals wurde auch das Turnen an Geräten eingeführt. Plötzlich erscholl das Gerücht, wir sollten auch abends noch zum Unterricht kommen. Erhob sich hierüber zunächst auch ein starkes Murren, so sahen wir doch bald, daß diese Abendschule eine geradezu wundervolle Einrichtung war. Schon der Anblick der Schulstube stimmte über die Maßen feierlich. Man denke sich, vor jedem Platze eine brennende weiße Kerze! Das schönste aber war, daß diese Stunden uns Gelegenheit gaben, in dem durch Kerzenschein doch nur mangelhaft erhellten Schulzimmer den ärgsten Unfug zu verüben.

Von meinen Schulgenossen lernte ich ein Lied folgenden Wortlautes:

Hermann, schlo Lärm an
Schlo Piepen, schlo Trummen,
De Kaiser well kommen.
Met Hangen un Stangen
Well Herman ophangen.

Gelehrte Altertumsforscher schwören Stein und Bein, es stamme aus uralter Zeit und beziehe sich auf den römischen Kaiser und Hermann den Cherusker. Unser Lehrer machte mit uns auch belehrende Ausflüge in die damals noch schöne Umgebung von Werne und zeigte uns in seinem Garten das Pflöpfen und Okulieren. Und nicht nur das, sondern auch das Schneiden von Schreibfedern und Gänsekielen haben wir von ihm gelernt. Aber was hatte er damit angerichtet! Ich weiß noch jetzt, daß es da den Gänsen auf den Teichen des Dorfes eine Zeit lang recht schlecht ging. Zum neuen Jahre mußten wir in der Schule unseren Eltern

völlig fettfleckenferie Neujahrsbriefe schreiben mit herzlichen Glückwünschen, die wir ihnen gewiß ebenso gut mündlich hätten sagen können. Festlich wurde der Geburtstag des Königs Wil-

helm I. begangen. Da holten wir zum Schmuck des Schulzimmers und des landesväterlichen Bildnisses aus der Werner Mark Blätter der Stechpalme und Efeu für Kränze. Ich erinnere mich noch, dass am 17. März des Jahres 1863 in der Schule eine öffentliche Feier zur Erinnerung an den Befreiungskrieg abgehalten wurde. Auf diese bezogen sich auch viele Lieder in unseren Lehrbüchern, zuerst dem preußischen, dann dem westfälischen Kinderfreund. Die Wellen der kriegerischen Ereignisse in den Jahren 1864, als westfälische Regimenter am Krieg gegen Dänemark teilnahmen, und 1866, da Preußen im Kampfe mit Oesterreich stand, schlugen auch in unsere stille Schule. Die Frau des Lehrers Nölle gab den Mädchen Unterricht in Handarbeiten und machte sich auch dadurch um das allgemeine Wohl sehr verdient, daß sie für den weiblichen Teil der Bevölkerung schöne Hüte anfertigte. Der Hausgenosse des Lehrers, Brinkhoff, war ein Tischler. Zuweilen brachte er die sehr altersschwache Turmuhr in Harpen, die oft den Dienst versagte, wieder in Gang. Mir fiel mehrmals die Aufgabe zu, Brinkhoff zu melden, er möchte schleunigst nach Harpen kommen, die Turmuhr sei wieder einmal stehen geblieben. Richtete ich meinen Auftrag aus, dann wurde Brinkhoff immer fuchsteufelswild.

Nahe bei der Schule stand das Spritzenhaus, das zuweilen auch zur Unterbringung von Missetätern und Landstreichern diene. Die Einwohner von Werne gingen zur Kirche nach Lütgendortmund. Innerer Trieb hat mich nie bewogen, den Gottesdienst dort zu besuchen, denn die Kirche war ein überaus nüchternes Bauwerk. Lieber ging ich in das das ehrwürdige Harpener Gotteshaus, das meine Einbildungskraft anregte und mir wohlgefiel. Verstorbene fanden ihre letzte Ruhe auf dem Friedhof in Lütgendortmund. Es war eine Sitte, den Sarg auf einem ländlichen Arbeitswagen dorthin zu bringen. Das Pferd wurde geführt.

Märkischer Sprecher vom 6. August 1928

Die Umgebung des Dorfes Werne.

Soweit die deutsche Zunge singt, gibt es wohl keinen Bezirk, der im Laufe der letzten sechzig Jahre eine größere Veränderung des Landschaftsbildes erlitten hat, als das westfälische Industriegebiet. Auch meine engere Heimat, wo zunächst der Bergbau die unterirdischen Schätze hob, dann aber bald Werkstätten aller Art aus dem Boden

wuchsen, viele Häuser gebaut, neue Verkehrswege angelegt wurden, hat diese Umformung über sich ergehen lassen müssen. Eine Menge von Schornsteinen ragt dort in die Höhe. Mir scheint es, als ob ihr Rauch, wenn auch unendlich fein verteilt, doch die Fernsicht stark beeinträchtigt. Von der Bodenwelle zwischen Werne und Harpen, nahe dem alten Pastorat, sah man vor vielen Jahren noch jedes Haus und manchen blühenden Baum auf den das Tal begrenzenden Höhen, die Berge jenseits der Ruhr, ja sogar die weit hintereinander sich aufbauenden, endlich in zartem Blau sich verlierenden Höhenzüge des bergischen Landes oft in wunderbarer Klarheit. Wie schön war es auch, wenn am Abend des ersten Ostertages auf den Bergen nah und in weiter ferne die Osterfeuer leuchteten. Aber lenken wir nach diesem Blick in das Land unser Auge wieder in die engere Heimat und zunächst auf

die nähere Umgebung des Dorfes Werne.

In jener frühen Zeit lagen einige Bauernhöfe – es waren, wenn ich mich nicht irre, sechs – in der Feldmark, und weit zerstreut auch ein paar kleine Häuser von Handwerkern und Arbeitern. Der Hellweg, die alte Heerstraße, zog sich da, wo er auf seinem Laufe von Bochum nach Dortmund Werner Gebiet berührt, durch ein nahezu menschenleeres, nur dem Ackerbau dienendes Land. An einigen Stellen, wo er eine Geländewelle durchschnitt, war der „Haelf“, so nannte ihn der Volksmund, ein Hohlweg, auf dessen Böschungen Strauchwerk und Bäume wuchsen. Auch wo dieser Weg nicht durch Einschnitte lief, begleiteten ihn hier und da Anpflanzungen und Hecken. Nur eine einzige Gegend berührte er, die, öde und unfruchtbar von jeher, dem Ackerbau nicht diene, die Werner Heide. Hier, wo das Land noch sehr billig war und bis zum Anfange der sechziger Jahre nur fünf bis sechs kleine Häuser standen, vollzog sich auch die erste bedeutende Vergrößerung der Gemeinde, denn hier wurden

die ersten Wohnungen für Grubenarbeiter

errichtet, zwei lange Reihenhäuser, die heute noch stehen. Bald siedelten sich an diesem Orte auch Gewerbetreibende an. Der erste war ein Arbeiter Bergmann, der eine Schenkwirtschaft mit Laden gründete. Hatten wir bis dahin vor der Köhlerschen Wirtschaft vor der Schule in Werne zuweilen die Künste von wandernden Leuten, Akrobaten, Zauberern und abgerichteten Hunden bewundert, so sahen wir in den oberen Räumen des Bergmannschen Hauses mit Staunen die ersten

Theaterstücke, natürlich nur Puppenspiele, das Höchste, was in jenen Zeiten auf dem Lande geboten wurde. Von den Wegen in der Umgebung des Dorfes waren viele ganz oder zum Teil Hohlwege mit bewachsenen Böschungen. Daß es an den Kreuzungen solcher Wege nächtlich spukte, davon waren viele Menschen felsenfest überzeugt. Ein wechselvolles, anmutiges Gelände zog sich damals von der Wiescher Mühle nach Osten bis zu der Gegend,

die heute „Deutsches Reich“ genannt wird.

Der durch die Wiesen zwischen Werne und Harpen sich schlängelnde Bach bildete vor der Mühle einen mit Fischen besetzten Teich. Seinen Lauf begleiteten Bäume und Sträucher, die das Wasser lieben, und Streifen schwankenden Rohres, in dem blaue Libellen sich tummelten. Hier habe ich Jahre lang auch ein Pärchen des in meiner engeren Heimat jetzt gewiß nicht mehr vorkommenden wundervoll gefärbten Eisvogels beobachtet. In den Uferlöchern des Baches hausten Krebse in großer Zahl, denn hier waren sie Verfolgungen nicht ausgesetzt. Ein Weg führte am Bach entlang durch Griebs Wäldchen, an dem, wie an anderen Örtlichkeiten Westfalens, noch der Name Weinberg haftete, weil hier einst im Herbst die Traube reifte. Nicht weit davon sind in der Wiese die Grundmauern des Hauses Wiesche aus der Erde gegraben worden. Mir wurde in Werne erzählt, die letzten Bewohnerinnen des dieses ehemaligen Hofes seien zwei alte Damen gewesen. Das von den Schächten Jakob und Arnold abfließende Grubenwasser trat in einem schönen Wiesental zu Tage, in dessen Nähe junge Wäldchen luftig aufwuchsen. Hier lag am Fuße eines bewaldeten Abhanges ein klarer, von Quellen gespeister Teich. Weiter gings an Hecken vorbei zur Werner Mark, einem ausgedehnten Walde voller landschaftlicher Schönheiten. Wie herrlich war es hier zur Sommerszeit, wenn die Eichhörnchen von Baum zu Baum hüpfen, die Vögel jubilierten und in den angrenzenden Feldern die Lerche in die Lüfte stieg. Jetzt ist alles nicht mehr, wie es einst war. Die Bäume und Büsche auf den Abhängen und neben den Wegen sind verschwunden, die Hecken, die anmutigen Haine und die Werner Mark vertilgt. Einen großen Teil des Bodens, den der zuletzt genannte Wald bedeckte, hat der Bergbau für eine Kohlenbahn und zum Anschütten von Steinhalten in Anspruch nehmen müssen.

Das Dorf Harpen.

Das Dorf Harpen sah vor vielen Jahren nicht viel anders aus als heute. Ein durch moorige Wiesen führender Weg, auf dem man stellenweise wie auf einem weichen Teppich ging, verband es mit Werne. Im alten Pastorat wohnte der würdige Pastor Rosenbaum, dessen tiefe Baßstimme ich oft gelauscht habe, wenn er auf der Kanzel stand. Bei der Kirche lagen die Schule und das Wohnhaus Lehrers Hiddemann, dieses beschattet von einem alten Nußbaum. Die vielen Grabdenkmäler aus Eichenholz auf dem Friedhof an der Kirche ähnelten halb aus der Erde hervorschauenden Särgen. Wenn ich mit meinen Eltern nach einem abendlichen Besuche bei dem Lehrer diesen Friedhof überschreiten mußte, der Mond ein ungewisses Licht über die Gräber goß, die dunklen Schatten der Lebensbäume sich zu bewegen schienen und die Eulen ihre schaurige Stimme erschallen ließen, dann standen mir oft die Haare zu Berge, und ich beschleunigte meine Schritte. Der Lehrer sammelte in jedem Jahre am Mittwoch vor Ostern von den Bauernhöfen etwa 1000 Eier und 22 halbe Schweineköpfe ein. Außerdem wurden ihm im Laufe des Jahres 8 sechszehnpfundige Schwarzbrote und im Winter Gerste und Roggen. Einen Teil des ihm zustehenden Getreides mußte er sich aber bei der Ernte mit einem Leiterwagen von den Feldern abholen. Bei einer Wiederherstellung der Kirche wurde die geschnitzte Kanzel als Brennholz verkauft, und daß auch der alte Altaraufsatz ins Feuer wanderte, hat den Lehrer Hiddemann noch in letzter Stunde verhindern können. In Lütgendortmund lagen in jener Zeit die Reste des Klosters in stiller Beschaulichkeit an Gärten, die für die alten Bauten einen stimmungsvollen Vordergrund abgaben. Die Klosterkirche diente der katholischen Gemeinde als Gotteshaus.

Durch das Dorf Langendreer führte der Weg von Werne nach Witten.

Das alte Haus Langendreer

spielte früher im Bilde des Dorfes eine stark heraus tretende Rolle. Nicht weit vom Bahnkörper wurde schon früh eine Apotheke gebaut, auf die auch Werne angewiesen war. Am alten Bahnhof wuchsen schon beim Bau der Bahn schon Häuser aus dem Boden. Eins der ersten war das Hotel Pletsch, in dessen Erdgeschoss sich auch die Post niederließ. Später befand sie sich in dem gegenüberliegenden größeren Haus von Bolte. Für einen

Brief nach Erfurt mußten wir damals 3 Silbergroschen bezahlen. Das Empfangsgebäude des alten Bahnhofs war im Anfang der sechziger Jahre ein feines, mit Bretter bekleidetes Haus. Es stand aber nicht sehr lange, sondern wurde, als der Verkehr sich hob, durch einen steinernen Bau ersetzt. Fünfzehn Minuten vor dem Abgang eines jedes Personenzuges ertönte eine Glocke. Das war das Zeichen für die Fahrgäste, daß es nunmehr Zeit sei, ein Billet – so nannte man damals die Fahrkarte – zu lösen. Ja, es war eine schöne, gemütliche Zeit damals, niemand hatte Eile, das Leben verlief in ruhigen Bahnen, und jedermann war zufrieden.

Im Kriegsjahr 1870

hatten patriotische Beamten am Bahnhof auf einer kleinen Anhöhe ein altes Geschützrohr ohne Lafette aufgestellt. Kam die Nachricht von einem Siege, dann wurde diese Donnerbüchse mit Pulver geladen und losgebrannt, und dann verkündete ihre dröhnende Stimme weithin bis in ferne Dörfer, daß „wieder was los“ war. Nahezu völlig verändert ist das Dorf Havkenscheid auf unsere Tage gekommen. Oft haben mich meine Wege nach Bochum durch diesen heute noch so schönen Ort geführt. An seinem Ausgange, auf der Grenze des Havkenscheidschen Hofes, standen damals noch mächtige, weit ins Land schauende Buchen. Wollte ich es unternehmen, wahrheitsgetreu zu berichten, in welchem Zustand sich in den sechziger Jahren in der sogenannten bösen Jahreszeit

die Landwege in der Umgebung

von Werne befunden haben, dann würde meine Feder vielleicht den Dienst versagen. Mancher Seufzer ist damals zum Himmel gestiegen, wenn man sich verleiten ließ oder gezwungen sah, von der Landstraße auf Nebenwege abzuweichen. Bochum war die von den Bewohnern der Gemeinde Werne am meisten besuchte Stadt. Noch stand damals an der Ecke der alten Marktstraße und der Rosenstraße das Haus des Dichters der Jobsiade, des Doktors Kortum, noch war der Markt von alten Bürgerhäusern rings umgeben und noch lag als ein weites Grasland dicht bei der Stadt die Vöhde, wo langweilige Pappeln in die Luft ragten und Kühe weideten. Nach Bochum mußte ich mehrmals in der Woche zum lateinischen Unterricht wandern, und als ich einmal an einem schönen Julitage des Jahres 1866 dahin kam, war in der Stadt ein entsetzliche Spektakel, das ich mir nicht erklären konnte. Bald erfuhr ich es: Die Schlacht bei Königgrätz war geschlagen, die Siegesnachricht soeben gekommen. Auch die

Stadt Witten wurde oft aufgesucht, denn mit ihr bestanden uralte Verbindungen. Ein große Anziehungskraft auf die ganze Gegend übte die Wittener Kirmes im September. Mir hat diese Stadt von jeher deshalb so gefallen, weil sie an der Ruhr und den Bergen so nahe liegt. In der ehemaligen Reichsstadt Dortmund stand in jener Zeit am Burgtor noch

der Freistuhl des Femegerichtes.

Der im Jahre 1826 in Dortmund geborene Kunsthistoriker Wilhelm Lübke erzählt in seinen Lebenserinnerungen, in seiner Jugend habe er oft mit einem Band Schiller oder Goethe unter den beiden Linden an dieser ehrwürdigen Stätte gesessen, und nichts habe er hier gehört, als von fern das Glockengeläut der Zechen und abends die Gesänge der vom Melken in die Stadt heimgehenden Mädchen. Wie anders war es an diesem Ort, als ich ihn in meinen Knabenjahren kennen lernte! Nur eine einzige Linde, ein gewaltiger Baum mit hohlem Stamm und zwei dicken Aesten standen noch aufrecht. Sie beschattete einen schwarzen steinernen Tisch, in dessen Platte eine Rille aufgehauen war. Mir wurde beinahe glaubwürdig erzählt, einst habe der große Kaiser Karl einer Gerichtssitzung am Freistuhl beigewohnt, da sei er in gewaltigen Zorn geraten, habe sein Schwert gezogen und die Rille in den Stein gehauen. Die Linde stand, als ich sie zum ersten Mal sah, und noch viele Jahre lang auf einer von Mauern eingefassten Insel, denn ringsum war das Erdreich für Zufahrtsstraße zum Bahnhof und Gleise abgegraben. Steinernen Treppen führten hinaus. Jetzt ist der Hügel abgetragen und alles verschwunden.

Wehmut und Stolz.

So wie ich hier es geschildert habe, sah ich vor langer Zeit das Land, das ich meine engere Heimat nenne. Sehe ich es jetzt wieder, so beschleicht mich oft das Bedauern darüber, daß in der Landschaft und in den Orten soviel Schönes dahingegangen ist. Aber wenn ich mir dann vor Augen halte, welche gewaltige Entwicklung auch dieses Gebiet durch die geistige und körperliche Arbeit seiner Bewohner genommen hat, dann wird mein Bedauern gemindert, wenn nicht zurückgedrängt durch Achtung und Bewunderung. Die ungeheure Größe, die Bedeutung und Wichtigkeit des dort seit dem Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Geschaffenen vermag ich wohl zu erkennen, denn ich bin der Sohn eines Mannes, der lange in Westfalen mitten in der Entwicklung des Bergbaus und der Industrie gestanden hat, und die

Geschichte meiner Heimat, die allmähliche Aenderung ihrer ursprünglichen Art und Gestalt habe ich immer teilnehmend verfolgt, auch dann, wenn mein Beruf mich an weit entfernte Orte fesselte.